

Jüdischer Verlag

Leseprobe



Schindel, Robert
Man ist viel zu früh jung

Essays und Reden

© Jüdischer Verlag
978-3-633-54254-3





Robert Schindel
Man ist viel zu früh jung
Essays und Reden

Jüdischer Verlag
im Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2011

© Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-633-54254-3

INHALT

Was wird aus Robert Soël? A Dank	9
Wuschel. Bemerkungen zur Leidensgeschichte jüdischer Identität	11
Eine Sprache finden. Zum Echo der Trauer	23
Das Verborgene und sein Fährmann. Laudatio auf Edgar Hilsenrath	33
Anmerkungen zum österreichischen Gedächtnis	45
Vom Lernen der Stadt Salzburg. Anmerkungen anlässlich der Bücherverbrennung am 30. April 1938, Salzburg, Residenzplatz	53
Displaced Library. Ein Vierteljahrhundert Literaturhandlung München	63
Der Kugelschreiber als Spaten. Imre Kertész in uns	67
Mein Linz. Servus, Kulturhauptstadt 2009	71
Friedvoll nebeneinander. Die Juden und die Alpen	77
Unverbrüchliche Einsamkeit. Minima Moralia, Kompass in trübeligen Zeiten	87
Januskopf. Ein Cocktail	97
Man ist viel zu früh jung	101
Mein Israel	109
Kleiner Mann am Rande der Zeit: Peter Lorre	111
Zur Echolalie des Erinnerns	115
Aus Kälten und Dunkelheiten. Manès Sperber und unser zwanzigstes Jahrhundert	121
Nachtigallen. 80 Jahre Radio	133
Es lacht die Aue. Splitter zu »Parsifal«	137

Ferne Klänge, künftige. Rede zur Eröffnung der Donaufestwochen Strudengau 2010	141
Der Eigensinn im Dämmer. Zu »Ressentiments« des Jean Améry	151
Den Gerechten. Rede anlässlich der Enthüllung einer Gedenktafel für die Gerechten unter den Völkern am 18. 4. 2001 am Judenplatz in Wien	161
Gepäckstücke der Heimat. Zum 25. Geburtstag der Theodor Kramer Gesellschaft	165
Rasender Stillstand. Das Café Bräunerhof in Wien	175
Über die Figur	179
Nicht lang genug gestorben. Schillerring 2005. Laudatio auf Christoph Meckel	193
Jedermanns Liebling. Zum 250. Geburtstag von Friedrich Schiller	201
Rede auf dem KZ-Friedhof zu Wels	207
Wir haben es gut. Der Einfluss Europas auf mein Schreiben	211
Glossar	225

ESSAYS UND REDEN

WAS WIRD AUS ROBERT SOËL?

A DANK

Ich sehe durch ein kleines halbhoch angebrachtes Fenster. Draußen kullert ein Ziegelstein, kullert, kullert und bleibt schließlich liegen.

Immer wieder stellt sich in den Träumen meiner Jugend der Alb ein: Feuerdrachen erscheinen auf einem senkrecht aufgestellten und ins Erdreich gerammten Himmel und kreisen, schlingern, blaue und hellrote Flammen züngeln zwischen den riesigen Zähnen der Drachen aus deren Maul. Dazu hebt ein Tosen an, welches von einem andauernd auf- und abschwellenden Ton abgelöst wird.

Irgendwann im September 1944 wurde der dunkelhaarige, großbenaste Säugling Robert Soël von der jüdischen Fürsorgerin Franziska Löw im jüdischen Kinderspital abgegeben. Das Spital bekam einen Bombentreffer, übersiedelte in weiterer Folge mit uns Kindern von der Ferdinandstraße in die Mohaplgasse. An diesen beiden Plätzen lagen wir zuhauf und wurden immer weniger, denn Krankheiten grassierten, es fehlte immer mehr am Nötigsten, um zu überleben. In diesem Jammertal arbeitete Mignon Langnas als Krankenschwester, sie brachte ihre Tage damit zu, immer wieder zu verhindern, dass Esther stirbt, dass Ruth stirbt, dass der kleine Robert weder an der einen noch an einer folgenden Kinderkrankheit zugrunde geht.

Ihre eigenen Kinder hatte Mignon noch rechtzeitig vor der Gewalt der Nazis außer Landes bringen können. Da ist sie nun, verzehrt sich täglich nach ihnen, Manuela und Georg, harrt aus und hebt täglich die Judenbälger im jüdischen Kinderspital

von der Großen Schaufel herunter, die diese in den Tod kippen will.

Schließlich sterben Esther und Ruth doch im bomben- und frostrasenden Spätwinter 1944, aber der kleine Robert Soël, von seiner schwächlichen Mutter mit einer an Zauberei grenzenden Robustheit ausgestattet, überlebt Krankheiten, Hungerödeme, Rachitis, und Franziska Löw sowie Mignon Langnas verhindern auch den Transport des Kleinen nach Theresienstadt.

Meine Mutter Gerty Schindel, die den illegalen Namen Suzanne Soël benutzte, um in Linz mit meinem Vater und anderen Widerstandskämpfern deutsche Soldaten in höchst gefährlichen Aktionen zur Desertion zu bewegen, ward nach ihrer Verhaftung und Enttarnung nach Auschwitz deportiert.

Mignon überlebte den Naziterror, und es blieben ihr auch einige Schützlinge, die sie durchbringen konnte. Als meine Mutter im August 1945 aus Auschwitz und Ravensbrück nach Wien zurückkehrte, fand sie mich bei Pflegeeltern und nahm mich zu sich. Sie wusste nichts von Mignons aufopferungsvoller Tätigkeit.

1946 verließ Mignon Europa, um in New York ihre geliebten Kinder endlich in die Arme schließen zu können. All diese Jahre hatten sie aber so erschöpft, dass sie ihre Befreiung nur um vier Jahre überlebte.

Auch ich wusste bis vor Kurzem nichts von meinen beiden Retterinnen. Ich freue mich sehr, dass nun dieses Buch entstanden ist. Es zeugt von Menschenwürde in der Barbarei. An mir ist es, den Kindern der wunderbaren Mignon, Manuela und George, stellvertretend zu danken.

Schalom, Mignon. Schalom uns allen.

WUSCHEL

BEMERKUNGEN ZUR LEIDENSGESCHICHTE JÜDISCHER IDENTITÄT

*– Eins wollte ich nur noch sagen, sagte er.
Irland hat, sagt man, die Ehre, das einzige Land zu sein,
das niemals die Juden verfolgt hat. Wussten Sie das?
Nein. Und wissen Sie warum?
Die klare Luft brachte ein strenges Runzeln auf seine Stirn.
– Warum, Sir? fragte Stephen und begann zu lächeln.
– Weil es sie nie hereingelassen hat, sagte Mr. Deasy
feierlich.*

James Joyce / Hans Wollschläger: Ulysses

*Kennt noch das Wasser des südlichen Bug,
Mutter, die Welle, die Wunden dir schlug?
Weiß noch das Feld mit den Mühlen inmitten,
wie leise dein Herz deine Engel gelitten?
Kann keine der Espen mehr, keine der Weiden,
den Kummer dir nehmen, den Trost dir bereiten?
Und steigt nicht der Gott mit dem knospenden Stab
den Hügel hinan und den Hügel hinab?
Und duldest du, Mutter, wie einst, ach, daheim,
den leisen, den deutschen, den schmerzlichen Reim?*

Paul Celan: Der Sand aus den Urnen

1 DRAUSSEN BLEIBEN

Identitäten werden überschätzt. Wer bin ich schon, bloß weil ich hier auf Erden anwesend bin. Einer, der wie jeder von irgendwo herkommt und – verdammt – irgendwo hingeht. Ein Etwas, das einen durch alle Veränderungen hindurch als Gleichbleibendes zu begleiten scheint, gehört einem womöglich gar nicht oder gehört einem so, wie der Nasenring dem Tanzbären gehört. Vermutlich ist Identität lediglich Zuschreibung. Nun kommts aber auf die Autoren an, die da zuschreiben, damit man spürt, wie stark einem im Selbigkeitsnachen zum Kentern zumute ist oder aber doch zum Dahingleiten von den Sonnenspiegeln zu den Schattengefiliden. Die Autoren der Zuschreibung sind zumeist Mächtigkeiten, gestützt auf Mehrheiten, auf massenhafte Gleichrichter.

Ich betrete die erste Klasse Volksschule, bin immerhin bereits sechs Jahre alt und kann Nasenbohren. Komme in die Klasse. Es schauen mich viele an. Was will der schwarze Wuschel mit der Riesennase, in die er aufgereggt hineinbohrt?

»Du bist falsch«, sagt Viktor Fuchs, der Größte, der Stärkste, und heißt auch Viktor. Die Klasse unisono: »Er ist falsch. Draußen bleiben.«

»Wie heißt du«, fragt Frau Lißt, meine an Jahren alte künftige Lehrerin.

»Und du«, antworte ich ihr.

»Raus!« Rausgehen. Draußen bleiben. Gar nicht erst hereinkommen.

»Das war bloß zur Strafe, weil er frech war«, sagt Frau Lißt.

Meine Mutter, mit erfahreinem Blick auf Nazissen: »Ach so? Fünf

Jahre nach dem Tausendjährigen Reich sind wir bereits wieder zu frech?«

»Aha«, macht die Lehrerin. »So ist das also. Entschuldigen Sie, Frau Schindel.«

Hereinkommen. Drinnen bleiben.

Vier Jahre lang hat Frau Lißt allen in der Klasse immer wieder strafweis mit dem Lineal auf die Finger geschlagen. Nur Monika nicht. Mich nicht. Zwei wuschelige Dunkle. Frau Lißt musste nämlich in ihrem Alter noch umlernen: Da sind die wieder. Die Dreißigerjahre sind wieder da. Man muss achtgeben. Das sind die Sieger. Die sind nicht umzubringen. Die leben ewig.

Wir leben ewig. Gewissermaßen sterben wir alle jüdischen Tode bei lebendigem Leib. Ich meine: wir, die Überlebenden.

Als wir weg konnten aus Ägypten, waren wir zwar die Sklaverei los, aber wir waren ziemlich draußen auch. Im Sand. Am Sand. Wie kann man auf so einem vergleichsweise kleinen Stück Land, dem Sinai, vierzig Jahre rumlatschen? Hatte sich hier bereits der Treibsand derer bemächtigt, die auf ihm stapften? Dauert es bloß vierzig Jahre, um den Habitus eines Volkes grundzuzeichnen? Nun hieß es, Mazzen zu fressen. Nun hieß es herumzulungern, jetzt zerstreute man sich durch das Herumgetanze um ein Rind, jetzt zog man sich den Zorn zu von Moische. Schließlich gingen wir raus von dort und kamen rein mit Feuer und Schwert in unser eigenes Land, das auch damals nicht so ganz unbewohnt war. Einem alten Gemurmle zufolge sind wir Juden damals alle dabeigestanden, als Moses die Gesetzestafeln herunterschleppte und präsentierte. Wir alle standen dort, die Verstorbenen und die noch lang nicht Geborenen. Das Judentum stand da im Wüstensand, aber anstatt Maulaffen feilzuhalten wie üblich, musste es die Ohren aufsperrn und Gestotter,

Rede, Singsang hineinlassen. In welcher Form auch immer, das Gesetz drang in uns ein, und wir standen da, blöd wie jede Masse. Doch um zu überleben und den verdammten Sand loszuwerden und einst in Milchhonig verheißende Gefilde zu gelangen, mussten wir das Abstrakte, das Unsichtbare und seinen Buchstaben durchlassen durch unser aller Ohrenschmalz, das salzig-sandige, durch und hinein ins primitive Seelengeflecht und rauf in die Ganglien.

Niemand wollte das. Aber zur Knechtschaft mochte auch keiner zurück. So schluckten wir mit den Mazzen das Gesetz und spülten nach mit schwarzer Milch. Denn die weiße mussten wir uns erst verdienen, die honigsüße. Gesegnet seist Du, Du unsichtbares Etwas, das uns in allen Veränderungen als Immergleiches begleitet. Du, gesegnet seist Du, Du Humms, Du Qrm, Du Wrt. Gesetztes Gewort: Herr!

2 HEREINKOMMEN

Damals. Durchs Rote Meer ins verflucht-gelobte Land. Die Wellen teilten sich. Wir sahen es in der Bibelverfilmung des großen Cecil B. DeMille. Der alte Hahn, wie wir von Torberg wissen, seinerzeit in Prag, sah es, wie wir später im Kino. Als das Judenvolk hernach – links Wellen, rechts Wellen – mittig trockenen Fußes hindurchschritt, schaute das Publikum und erschauerte. Doch der alte Hahn, kein Goj, rief laut aus: »Also aso war das nicht!«

Ich bin aber nicht so sicher, ob wir beim Gang durchs Rote Meer auch alle dabei waren. Marschierten die Mitglieder des Solidari-

tätskomitees für das gerechte Anliegen der Philister auch durch das Gotteswunder?

Alle Geschichte allerdings ist eine Geschichte von Landnahmen. Jenes Eindringen damals möchte ich nicht zur Leidensgeschichte jüdischer Identität rechnen, sintemalen wir womöglich erst damals und dorten begannen, mit uns identisch zu werden. Das Volk begriff sich vielleicht als Hebräer, als das israelitische Volk mit einem unsichtbaren und züchtenden Gott im Nacken. Dieses Unsichtbare in der Sandale, im Tempel, dann in den Wanderstiefeln, in der Lade, im Regal, letztlich in der Einblasdüse zur Seele, wir hatten es stets dabei. Zur Leidensgeschichte jüdischer Identität gehört es seit damals, dass man diese uns andauernd wegnehmen wollte durch Vertreibung, Zwangstaufe und Ermordung und dadurch stärkte. Aber auch, dass wir sie zu verlieren drohten, wenn wir sie haben durften, leben durften, bleiben durften. Wo eingedrungen, weil von woanders vertrieben, wollten wir uns schon gerne dem Neuen anverwandeln, aus dem Judenvolke in die Judenreligion hinüberwandern.

Die Zeiten des Hereingekommenseins in der Diaspora in die verschiedenen Zentren ließ uns ja mächtig, na ja, ein bisschen aufblühen, ob in Persien, in Spanien, ob in Polen und Litauen, ob in Mitteleuropa. Die Taufe als Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft, bespöttelt von Heine, aber genommen auch von ihm, brachte das Identischseinwollen gewaltig ins Flirren.

Gehen zwei Juden auf der Straße. Einer bleibt stehen: »Warte heraußen. Ich geh rein und lass mich a bissl taufen.«

Als er wieder herauskam, fragte ihn sein Freund neugierig: »Na, hats wehgetan?«

»Schnauze, Saujud!«

Wir haben uns festgekrallt im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert. Aus Polen sind wir gekommen, um zu bleiben, aus Russland. Vorher schon sind wir gekommen aus Iberien nach den Niederlanden, das Land der Griechen mit der Seele suchend, zu den Türken und sogar wieder dorthin, von wo wir einstens vertrieben wurden, nach Palästina. Immer wieder hiebei die wundersamen Anverwandlungen: ans Berlinerische, Wienerische, Hanseatische, Französische, Britische, Niederländische. Zur Leidensgeschichte jüdischer Identität gehört es sich, dass wir buchstäblich überall sind, auch in Japan, und nirgends bleiben können, wenns darauf ankommt. Elias Canetti konstatiert diese Wanderschaft mit dem Wüstensand zwischen den Zehen just in jener Zeit, als wir eine Zeit lang gut und gerne geblieben waren, um hernach umso gründlicher ins Jenseits befördert zu werden. Wir sind geblieben, um zu sterben: Egon Friedell, der die Juden ohnedies nicht besonders ins Herz geschlossen hatte, brachte sich eher um, als ins Exil zu gehen. Denn das Kaffeehaus konnte man nicht mitnehmen, und die Sprache würde ihm verdorren in der Fremde. Aber die, welche weggehen konnten und es taten, also denen es gelungen ist, sich nachhaltig verjagen zu lassen, ohne danach wieder eingefangen und gemetzelt zu werden, waren erfüllt von einer rätseligen und unausrottbaren Liebe zu den Hinausschmeißern. Daher wurde ihnen sämtliches Exilbrot wieder zu Mazzot, sie waren auf etwas geworfen, was sie vielleicht gar nicht mehr sein wollten: Juden. Und es war ihnen das Gefühl, in der Welt zu sein, abgeschnitten. Es kam nicht wieder, es war verdorrt wie die Muttersprache. Gerty Schindel war ihrem Verständnis zufolge keine Jüdin mehr.

Sie entlief dem Judentum und kam an im Kommunismus als alt-neue Eschatologie. Sie wollte bleiben im Wienerischen und im Weltrevolutionären. Wohl ging sie neunzehnsiebenunddreißig nach Paris, aber nur, um im Spanienkomitee die Republikaner zu unterstützen, die eben gegen Franco die große Schlacht verloren. Sie kehrte heim neunzehndreiundvierzig unter falschem Namen. Verhaftet wurde sie als Kommunistin. Nach Auschwitz-Birkenau kam sie als Kommunistin. Sie war Schutzhäftling der Gestapo, roter Winkel, dann doch und unterhalb der gelbe, beide Farben halb. Sie nannte sich eine Hitlerjüdin, denn der Herr Hitler hat sie wieder zur Jüdin gemacht. In Hodensack und Eierstock ihrer Eltern war sie aus Galizien gekommen nach Wien, um zu bleiben. Die sandige Sandale, sie war bloß eine Phantasmagorie, welche allerdings sich an der Rampe von Birkenau mächtig materialisierte, um zu zerfallen. Paul Celan fasste den Sachverhalt zusammen: Der Sand aus den Urnen.

4 WEGGEHEN

Wir sind geblieben, um zu gehen.

Wir sind Juden, weil religiös. Wir sind Juden, weil es Antisemiten gibt. Wir gehören zum jüdischen Volk. Es gibt gar kein jüdisches Volk mehr, na schön, es gibt Israeli.

Zur Leidensgeschichte gehört dieses Perhorreszieren, dieses Hin und Her.

Demgemäß muss ich herausschälen dürfen aus dem großen Leidensbegriff, welcher aus der Blutspur, aus dem Blutstrom, aus dem Blutmeer gewachsen und gediehen war, den kleinen Lei-

densbegriff, nämlich den Witz der Sache. Zur jüdischen Identität außerhalb des Glaubens gehört, dass alle Welt weiß, was ein Jud ist, eine Jüdin, bloß die Juden wissen es nicht. Und wussten es doch. Denn zwar ist etwa meine Mutter aus dem Judentum ausgetreten, aber das Judentum ist nebbich nicht ausgetreten aus ihr. Jetzt sitzt sie mit fünfundneunzig im Maimonides Zentrum zu Wien, und als man sie einmal zum Passahfest herunterholen wollte aus ihrem Zimmer oben, sagte sie: »Lassts mich aus. Ich bin keine Jüdin.«

Später, als ich davon erfuhr, sagte ich zu ihr: »Spinnst du? Was heißt, du bist keine Jüdin? Fürn Hitler warst du Jüdin genug!«

»No ja«, sagte sie. »Ich sitze da. Und wo ist er? Außerdem, wenn ich runtergeh, muss ich mit den anderen beten.«

»Du hättest gar nicht beten müssen. Und Wein hättest du auch gekriegt.«

»Ach, wenn ich das gewusst hätt ...«

Wir sind immer noch und immer wieder in dieser auch von Canetti festgestellten Vielfalt. Wir sind in diesem Individualismus drin, der das Massenhafte von Identität schwer begreiflich macht. Vielleicht kann man das im Verändern gleichbleibend Begleitende auch ICH nennen.

Wenn wir dann also sagten, mit Auschwitz greift sich die Identität das Individuelle und mahlt es zur Masse, zur eindeutigen Judenmasse, dann erstünde uns hieraus ein schauerhaftes Erbe. Doch kaum der Schoah entkommen oder nachgeboren, faltet sich jüdische Identität wiederum in ihre zahllosen Entitäten und exploriert sich mit unzähligen Zungen. Aus Birkenau ist uns Israel erwachsen, obs uns passt oder nicht, und – um es auf einmal herauszusagen – dort sind wir hingegangen, um

zu bleiben. Die bloße Existenz Israels sichert den Juden in der Diaspora ihr Leben und macht das Leiden somit etwas luxuriös. Hier kommt die Leidensgeschichte jüdischer Identität zur Witzgeschichte jüdischen Lebens, und dorthin gehört sie auch. Aus dem großen Weggehen ist ein gültiges Bleiben geworden im Land Israel.

5 ACH SO

An Israel streitet es sich munter und trübe weiter. Am Existenzrecht des Judenstaates wurde und wird gerüttelt, Recht und Unrecht werden verteilt, Rechtshabereien und Linkshabereien führen und führen zu unentwegten Debatten, umstößlich sei das Unumstößliche, unumstößlich das Umstößliche. Die Juden untereinander – warum soll es auf einmal anders sein als seit je – fallen mit großer Schneidigkeit und nicht selten mit heftiger Schäbigkeit übereinander her, können sich feind sein wie irgendwer sonst zu wem. Zur Leidensgeschichte jüdischer Identität im Kleinen gehört dieser Sachverhalt.

Doch eines spross besonders herauf aus den letzten zweieinhalb Jahrhunderten. Schnitzler nannte es das Problem der Asoi-Juden. Dazu natürlich wieder so eine Geschichte:

Zwischen den großen Kriegen; in der polnischen Eisenbahn sitzt ein armer und ziemlich mieser kleiner Jude, ein Nebbich, durch das Wohlwollen des Schaffners in der ersten Klasse und allein. Da lässt sichs knotzen! In Kattowitz tut sich die Tür auf, und ein Gentleman tritt ein. Im Tweedanzug, die *Times* eingerollt unter der Achsel, setzt sich der Sir nieder, sitzt gegenüber, tippt höflich oder ironisch sich mit dem Zeigefinger auf den Schirm sei-

ner karierten Kappe und beginnt in der *Times* zu lesen. Da ist es aber sehr still im Abteil. Der Jude versteckt seine schwarzen Fingernägel in den Fäusten, biegt sich die Beine nach hinten, sodass die dreckigen Schuhe unter der Sitzbank verborgen bleiben. Er hält so oft er kann den Atem an, damit der Ruch seiner Mundströmung den feinen Pinkel gegenüber nicht molestiere. So zusammengeknickt und eingekrampft, fährt er gegen Krakau. Nach einer Ewigkeit, nach zehn Minuten rollt der Gentleman die *Times* wieder zusammen, legt sie neben sich, beugt sich zum Juden vor, sodass sein herrliches Aftershave den Nebbich noch stärker zusammenschrumpfen lässt, und fragt mit sorgfältig modulierter Stimme: »Sagen Sie, mein Herr, auf was fällt eigentlich heuer Jom Kippa?«

Nach einer Pause, die keine Ewigkeit währte, antwortete der arme Jude: »A soi.« Und er zeigte her seine Fingernägel, und er tat hervor seine Schuhe, und er blies seinem Gegenüber erleichtert, aber ungeniert seinen Muli ins Gesicht.

Diese Asoi-Juden, Ergebnis jahrhundertelanger Demütigung, ranken sich am Ehrfurchtsbaum für das Nichtjüdische, das Deutsche, das Christliche, das Gojische empor.

Als ich mich im Sommer neunzehnsiebenundsechzig in Berlin aufhielt, war mein Messianismus erfüllt von starker Liebe zu schönem Sozialismus, war mein Gerechtigkeitsbegriff durchdrungen von leidenschaftlicher Parteinahme für die unterdrückten Völker der Dritten Welt. Es war gut, einigen Arabern in Berlin gleichzeitig zu bekennen, dass ich Jude sei und ganz auf ihrer Seite. Israel sei wie Südafrika, Zionismus sei Rassismus, und das Übrige im Repertoire. Die Araber klopfen mir auf die Schultern. Respekt. Als Säugling hat dieser Genosse den Holocaust überlebt, jetzt kritisiert er die Zufluchtsstätte Israel bis in die Grundfes-